



Oldenburg im  
neunzehnten Jahrhundert.

Von

EMIL PLEITNER.

Erster Band.

Von 1800-1848.

OLDENBURG  
Verlag von B. Scharf.  
1899.

Das 19. Jahrhundert ist der Entwicklung des Zeitungswesens außerordentlich günstig gewesen. Die Zeitung wurde mehr und mehr ein Bedürfnis der Leser, und die Errungenenschaften der Neuzeit räumten immer mehr mit den Hindernissen auf, die Raum und Zeit ihr entgegenstellt. Die geistige Centralisation, der Deutschland leider auf allen Gebieten versetzen ist, wird die Landespresso niemals entbehrlich machen. Verhängnisvoll geworden ist sie dagegen dem Zeitschriftenwesen. Das erkennt man, wenn man die „Oldenburgischen Blätter“ ins Auge faßt. Alles, was oldenburgisches Leben betrifft, Geschichte, Literatur, Altertumskunde, wirtschaftliches Leben &c. findet sich hier dargestellt, und zwar größtenteils musterhaft.

Über ihre Tendenz sprechen sie sich in ihrer ersten Nummer (vom 31. März 1817) folgendermaßen aus: „Die „Oldenburgischen Blätter“ sind nicht, wie so viele andere Schriften, für die Ausbreitung gelehrter Kenntnisse, auch nicht für eine bloß angenehme Unterhaltung bestimmt, sondern zum Nutzen für unsere Mitbürger, insonderheit in Rücksicht auf deren physisches und ökonomisches Wohl sein“. Und ein andermal heißt es: „Diese Wochenschrift hat hauptsächlich den Zweck, Landwirtschaft, Haushaltungs kunde, Industrie, Gewerbe, Gesundheitspflege, Kenntnis des Vaterlandes, seiner Geschichte und seiner Gesetze zu befördern. Man wird jedoch, obgleich man den genannten Zweck vorzugsweise erfüllen zu können wünscht, sich deshalb nicht auf denselben allein einschränken, sondern vielmehr Wissenswürdiges aus allen Fächern ohne Ausnahme gern aufzunehmen.“

Die bedeutendsten Oldenburger jener Tage beteiligten sich an den Blättern, so daß sie eine wahre Fundgrube für den Darsteller heimischen Lebens sind. Die Gegenwart hat dieser Zeitschrift, die bis 1848 bestand, leider nichts gegenüberzustellen. Bei der heutigen Entwicklung Deutschlands, die das Bestehen kleiner Bildungszentren immer mehr erschwert, ist wenig Hoffnung vorhanden, daß es je anders werden wird.

Eine andere Zeitschrift, die für den Historiker von Bedeutung ist, gab der Rector Richtefs im Verlage der Schulgeschenk Buchhandlung heraus: „Germania, eine Zeit-

schrift für Deutschlands Gemeinwohl." (1813—15). Es werden darin vielfach Nachrichten aus der französischen Zeit gesammelt und Betrachtungen über den damaligen und zukünftigen Zustand Deutschlands angestellt. Dass den Franzosen dabei übel mitgespielt wird, ist begreiflich. Wenn man aber die harten Worte liest, mit denen nicht selten über diejenigen geurteilt wird, die den Franzosen in hervorragender Stellung gedient haben, so kann man sich der Erinnerung an jenen Prolog, den Mickelss einst zu dem Geburtstage Napoleons verfasste, nicht erwehren.

Mickelss starb am 12. Februar 1827, und als Leiter des Gymnasiums folgte ihm Johann Paul Ernst Greverus. (Geboren am 22. August 1789 als Sohn eines Geistlichen in Strüchhausen; gestorben 15. August 1859.) Der neue Rektor war seit dem Beginn seiner Studienzeit seiner Heimat fast immer fern geblieben, hatte als Oberjäger den Feldzug 1815 mitgemacht, viel gereist und war zuletzt Rektor in Lemgo gewesen. Auch als Dichter war er aufgetreten. Seine 1827 erschienenen Gedichte „Jugendsünden“, die sich als eine vermehrte Sammlung seiner „Vermischten Gedichte“ (1818) darstellen, können aus den angeführten Gründen das Urteil über die dichterische Produktion dieses Zeitraumes nicht mehr beeinflussen. Greverus zeigte sich in seinen Gedichten als ein frisches, empfängliches Talent, das die Freuden dieser Welt wohl zu würdigen weiß. Der Titel „Jugendsünden“ lässt darauf schließen, dass ihm dies Zeugnis überschäumender Jugendlust nicht mehr angenehm war. Wie der junge Greverus dachte, das zeigen uns seine Gedichte:

Freudig war ich und jung; viel erprobte sich der Lebensgenüsse,  
Traum! und nippte nicht lang; ich traute mit Zügen die Jugend.  
Tropig erbebte mein Herz bei laut ausschmetterndem Schlachten,  
Bei der Geschüze Gefecht; und hoch im Wefühle des Siegers  
Schlug es — o fühl' ist des Lebens Gewinn aus der  
dommenden Urne.

Einen geistvollen Schriftsteller gewann Oldenburg in der Person des Kammerherrn von Rennenkampff, der im Jahre 1816 mit dem Erbprinzen, dessen Adjutant er gewesen war, nach Oldenburg kam. Karl Jacob Alexander von Rennenkampff war von Geburt ein Livländer. Am

29. Januar (9. Februar) 1783 auf dem Familienhöfle Helmst in Livland geboren, hatte er sich in den Jahren 1812/13 an den Kriegen gegen Napoleon beteiligt und war Adjutant des Generals Wallmoden gewesen. Im Jahre 1814 war er Adjutant des Gouverneurs von Estland geworden. Mennentampf lebte bis zu seinem Tode (9. April 1854) in Oldenburg, zuerst als Kammerherr, dann als Oberkammerherr. Er war ein Freund der Kunst und der Naturwissenschaften. Mit vielen bedeutenden Männern war er freundschaftlich verbunden. Besonders erwähnenswert ist sein herzliches Verhältnis zu Rauch. Unter seinen Schriften sind besonders zu nennen: „Wilhelm Tischbein, seine Bilder, seine Träume etc.“ (1822), ferner „Umrisse aus meinem Skizzenbuche“ (1827/28).

Das Skizzenbuch bietet Erinnerungen aus der Jugendzeit, sowie Mitteilungen über den Aufenthalt in Italien und Paris. Manche bedeutende Persönlichkeit ist darin gezeichnet. So hat von Mennentampf 1809 in Paris im kaiserlichen Theater der Tuilerien einer Vorstellung beiwohnt. „Ich hatte meinen Platz im Parterre,“ sagte er. „Links, in der Loge auf dem Proscenium, saß der Kaiser Napoleon, zerstreut, wie es schien, aber unbeweglich, nur daß er zuweilen an den Nägeln kaute oder die Schnupftabaksdose an die Nase führte, daran zu riechen, denn einen anderen Gebrauch machte er vom Tabak nicht. Hinter ihm war die geräumige Loge mit Generals und Marschällen angefüllt, die sich nicht selten. Gegenüber, rechts, in der anderen Loge des Prosceniums saß die Kaiserin Josephine, mit Teilnahme auf die Scene hiblickend, oder im lebhaftesten Gespräch mit ihren Damen. Von dieser Loge an saßen auf demselben Balkon die Könige und Königinnen der herrschenden Dynastie, von Spanien, Neapel, Holland und Westfalen. Ihnen gegenüber, von Napoleons Loge bis gegen die Mitte hin, die anwesenden fremden Könige, Großherzöge, Herzöge und Prinzen regierender Häuser, sowie die Ambassadeurs abwesender fremder Mächte, aber nicht die Minister, die mit allen übrigen Männern das Parterre einnahmen. Der Scene gegenüber erhoben sich, auf amphitheatralischen Stufen, die Sessel sämtlicher Damen. Der Anblick im Ganzen, bei

dem höchsten Preis der ganzen Versammlung, der außerordentlich hellen Beleuchtung und der ehrerbietigen Stille im ganzen Hause hatte etwas sehr Imponierendes.“ —

Nach Schluß der Vorstellung begiebt sich die Gesellschaft in die anstoßenden Säle, und von Rennenkampff hat Gelegenheit, den Kaiser näher zu betrachten. „Alleberall, wo er sich hinwendete,“ so erzählt er, „öffnete sich vor ihm eine Wasse im Gedräng, in der er langsam vorschritt und von Zeit zu Zeit jemand anredete. Zu der einfachen Infanterie-Uniform, in Schuhen und weißen Strümpfen, ohne Hut und Degen, wenig ausgezeichnet durch den Stern der Ehrenlegion, war er es um so mehr durch den bedeutenden Ausdruck seines sprechenden Auges und der Herrschermiene, die sonderbar genug abstach gegen den kleinen, dicken, wie gepolsterten Körper; ohne Lust und Ansehen; beide Hände auf dem Rücken gefreuzt; in der einen die Schmupftabaksdose, und so mit etwas ungeschickter aisance sich fortbewegend.

Er war sehr lakonisch, herrisch, selten freundlich, fast immer hart und rauh; man mußte glauben, er verachte alles um sich her, selbst wenn seine Worte etwas Verbindliches ausdrückten. Dies war jedoch sehr selten der Fall, selbst gegen Frauen; vielmehr war nichts gewöhnlicher als der Ton, in dem er einer Dame, die dasselbe Kleid angelegt hatte, in dem sie einige Tage vorher vorgestellt worden war, sagte: „Es scheint, Madame, Sie schlafen in Ihrem Kleide!“

Es ist begreiflich und gewiß nur zu billigen, daß der Herzog Peter sich nur schwer entschloß, diejenigen Oldenburger, die sich zu Werkzeugen und Vorbrednern des fremden Unterdrückers gemacht hatten, wieder in seine Dienste zu nehmen. Dadurch kamen diese Männer in eine bedrängte Lage. Mehrere von ihnen wandten sich an Halem, den Vermittler zu machen, und aus ihren Briefen geht zur Genüge hervor, daß sie sich tief unglücklich, nicht aber schuldig fühlten. „Ein solches Schicksal verdiente ich nicht, Gott sei mein Zeuge, ich verdiente es nicht,“ schreibt ein solcher, und ein anderer redet Halem an: „Unglücklich sind wir beide. Ich weiß, ich habe niemand persönlich gekränkt. Ich kenne aus bitterer Erfahrung undankbar-

hatte das Gefährt sie erreicht, so pflegte er erfreut zu sagen: „Da wären wir denn glücklich zu Hause!“ Von morgens 6 Uhr an saß er am Arbeitstische. Wie sehr er seiner Aufgabe gewachsen war, das bezeugt einer seiner höchsten Staatsdiener, der ihm ganz besonders nahe stand: „Der Grossherzog ist ein Geschäftsmann, wie keiner sonst im Lande. Er könnte jeden Augenblick als Mitglied der Regierung, oder der Kammer, oder des Obergerichts, oder der Militäerverwaltung eintreten, und würde ein ausgezeichneter Arbeiter in jedem dieser Kollegien sein.“

Zu den Grundzügen seines Wesens gehörten seine Heiterkeit und seine Güte und seine große Liebenswürdigkeit. Liebenswürdig war er nicht nur gegen seine hohen frößlichen Verwandten, liebenswürdig nicht nur im Kreise der Seinen, liebenswürdig war er gegen den Weingsten seiner Untertanen.

Als im Jahre 1818 einmal eine Deputation des Landtages angemeldet war, hatte er sich vorgenommen, den Volksvertretern seine Missbilligung über das Masilose ihres Vorgehens offen auszusprechen. Er hatte bereits mit den Ministern die Rede besprochen und den Wortlaut festgesetzt. Als er aber tatsächlich die Deputation vor sich sah, da brachte er es nicht übers Herz, die tadelnden Worte zu sprechen. Er sprach sich bei weitem milder aus als er zuvor beabsichtigt hatte. Nachdem die Deputation entlassen war, sagte er zu seinen Räten: „Ich glaube, meine Herren, ich habe etwas anderes gesagt, als ich mir vorgenommen hatte; nun, es wird auch so seine Wirkung thun!“

Zweimal wöchentlich hatte jeder seiner Untertanen Zutritt zu ihm. Mit der größten Geduld und Freundlichkeit hörte er jedem zu. Einmal hatte sich ein Handwerker vom Lande angemeldet, der in seinem Benehmen eine derartige Aufregung verriet, daß der diensthüende Kammerherr Weisheitserfüllung befürchtete und den Grossherzog bat, er möge den Handwerker nur in seiner, des Kammerherren, Gegenwart empfangen. Der Grossherzog aber lehnte lebhaft ab: „Nein, nein, das habe ich noch nie gehört! Die Leute sollen allein mit mir sprechen können. Lassen Sie den Mann nur hereinkommen!“ Die

Audienz nahm einen befriedigenden Verlauf, und als der Handwerker das Schloß verlassen hatte, sagte der Großherzog zu seinem Kammerherren: „Sehen Sie wohl, der Mann war ganz ordentlich mit gegenüber. Die Leute kennen mich und wissen, daß ich es gut mit ihnen meine!“

Ein Mann von seinem Geiste und seiner Ritterlichkeit mußte naturgemäß großen Eindruck auf die Frauen machen. Die Kaiserin von Russland, seine Tante, die Großfürstin Maria von Weimar, seine Cousine, sowie die Großfürstin Catharina, seine Schwägerin, waren ihm zeitlebens in Freundschaft zugethan. Wie er über die Frauen dachte, das ergiebt sich aus den Worten, die er einmal seinem Vater schrieb: „Mit Damen liebe ich keine Diskussionen in Sachen des kalten Verstandes, sondern Gegenstände der Unzertaltung, an denen das Herz leidet. Ihre wahre Bestimmung ist, das Leben zu verschönern.“

Zahlreich sind die Aussprüche hochstehender und geistvoller Personen, die von der allgemeinen und großen Wertschätzung, der sich dieser seltene Mann erfreute, Zeugnis geben. Der auersehnenden Worte des Preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV. ist schon Erwähnung gethan.

Wie der Kaiser Alexander I. von Russland ihn zu schäben wußte, ergiebt sich aus einer Ausehrung der Kaiserin Elisabeth, „wie der Kaiser wiederholt habe, daß des Erbprinzen schneller treffender Verstand und seine gründlichen Kenntnisse alle Anerkennung verdienten und nur übertreffen werden könnten von seinem reinen edlen Herzen, seinem hochsittlichen Charakter.“ Auf die Besandten fremder Mächte machte er den größten Eindruck. Ein solcher, dessen Mission am großherzoglichen Hofe gescheitert war, konnte doch seine Bewunderung für den Großherzog nicht verborgen. „Eine so großartige Gedlichkeit“, — so äußerte er sich gegen den oldenburgischen Kammerherren von Klemmenkampff — „ist mir in meiner reichen Laufbahn noch nicht vorgekommen. Nie sprach er in seinem eigenen Interesse, nie zu seinem Vorteil, immer hatte er nur die Sache an sich scharf im Auge und versucht sie wie die eines dritten und immer mit den ehrenhaftesten, edelsten Gründen.“

Von Ausslassungen hoher oldenburgischer Staatsdiener, die dem Großherzog Jahrzehntelang nahe standen, seien nur die des Obersten Mosle und des Oberkammerherren v. Rennenkampff angeführt. Mosle sagt: „Man darf dreist behaupten, es habe nie einen besseren Oldenburger gegeben als den Großherzog August.“ Und Rennenkampff urteilt: „Wenn schon der Natur der Sache nach die vorzüglichsten Männer, in jeder vor der Welt leuchtenden Rücksicht vorzüglich sind, so sind die sittlich Durchgebildeten, die Edeln, Reinen in der sich immer gleich bleibenden Gesinnung, die es nicht zu irgend welchen Zwecken, die es sind, weil sie's ihrem ganzen Wesen nach sein müssen, wahrlich die Seltensten. Von diesen Seltensten einer war der Großherzog von Oldenburg!“ Dass ihm die Jünger der Kunst, die ihm soviel verdankt, begeisterte Verbündete wurden, ist begreiflich. Julius Mosen nennt ihn einen „für die geistigen und materiellen Interessen seines Landes gleich thätigen Fürsten“ und ein andermal „den großen Freund des Lessingschen und des sich weiter bildenden deutschen Dramas.“

Naheln ein halbes Jahrhundert ist verflossen seit dem Hinscheiden des Großherzogs Paul Friedrich August.immer kleiner wird die Zahl derer, die ihn noch persönlich gesannt haben, sei es nun, dass sie als Zöglinge des Gymnasiums und des Seminars sich seiner Gegenwart bei ihrer Entlassung erfreuten, sei es, dass sie unter seinen Augen als Soldat in Reih' und Blied standen, oder sei es, dass sie ihn in Oldenburg oder auf seinen zahlreichen Fahrten durch das Land sahen. Sein Andenken aber ist noch überall lebendig und wird auch lebendig bleiben. Und wahre bleiben wird auch, was einst Julius Mosen bei dem Heimgange dieses Fürsten sang:

Mit seinem Namen will ein heller Glanz  
Die ferne Zukunft leuchtend noch durchdringen,  
Es sind die Strahlen von dem Sternenkranz,  
Den dankbar Kunst und Wissenschaft ihm schlingen:  
Denn alles Edle war ihm eng verwandt.“

## 2. Großherzogin Cäcilie.

Etwa ein Jahr nach dem Austritte seiner Regierung machte der Großherzog Paul Friedrich August einen Besuch bei der verwitweten Markgräfin Elisabeth von Baden in Bruchsal. Hier sah er zum ersten Male jene Prinzessin, die er nach Jahresfrist als seine dritte Gemahlin in das Schloss seiner Väter führen sollte, seinen Kindern eine sorgsame Mutter, seinem Lande eine liebreiche Fürstin zu werden, die Prinzessin Cäcilie von Schweden.

Die Prinzessin Cäcilie war damals 23 Jahre alt. Auch sie hatte, wie der Großherzog, schon in jungen Jahren schweres Leid tragen müssen; auch sie war durch ein politisches Unwetter mit den Ihren aus ihrer Heimat vertrieben worden, aber ohne daß die Pforten ihres Stammeschlosses sich bei Ihnen wieder geöffnet hätten.

Cäcilie war das 4. Kind ihrer Eltern, des Königs Gustav IV. von Schweden und seiner Gemahlin Friederike Wilhelmine von Baden. Ihr Vater hatte eine große Vorliebe für den Namen Cäcilie, und so wurde sie darauf getauft. Ihr Vater war der vertriebene König Ludwig XVIII. von Frankreich, der sich damals in Stockholm aufhielt. Durch eine unstetige Politik und durch willkürliches Verfahren erbitterte der König von Schweden das Volk und das Heer derartig, daß sich unter den Offizieren eine Verschwörung bildete, die schließlich zu seiner Entthronung führte. (13. März 1809.) Wenige Wochen darauf, am 29. März, entzog der König gezwungenermaßen der Krone. Ihm folgte in der Regierung sein Onkel, der Herzog Karl von Södermannland, der Schwiegersohn des ersten Herzogs von Oldenburg, Friedrich August. Als König hieß er nunmehr Karl XIII. Da seine Ehe ohne Leibeserben geblieben war, so hatte der schwedische Reichstag den Prinzen Christian August von Augustenburg, der ebenfalls dem oldenburgischen Hause entstammte, zum Thronfolger bestimmt. Dieser Prinz aber starb schon im Jahre 1810, und der schwedische Adel, der völlig französisch gesinnt war, veranlaßte die Wahl eines Franzosen zum Thronfolger, des Marschalls Bernadotte, der 1818 als Karl XIV. den schwedischen Thron bestieg.

Der entthronte König Gustav IV. verließ im Dezember 1809 sein einstiges Reich, um sich nach Bruchsal zu der Mutter seiner Gemahlin, der verwitweten Markgräfin Elisabeth von Baden, zu begeben. Es war eine beschwerliche Reise, und die kleine Cäcilie konnte nur mit Mühe durch Wärmeflaschen vor den Unbilden des rauhen Winters geschützt werden. Der König, von Gram und Neue gepeinigt, trennte sich bald von den Kindern und irrte fortan ruhelos umher. Er hatte den Namen „Oberst Gustavson“ angenommen. Seine Ehe wurde im Jahre 1812 getrennt. So ist es erklärlich, daß die Prinzessin ihren Vater kaum gekannt hat, obgleich dieser erst am 7. Februar 1837 aus dem Leben schied. (Seine sterblichen Überreste wurden im Jahre 1845. nach Oldenburg gebracht und in der großherzoglichen Begräbniskapelle beigesetzt.)

Die Königin that das ihrige, um ihren Kindern den Vater zu erscheinen; die Kinder wurden sehr einfach und streng erzogen. Als Cäcilie 4 Jahre alt war, erhielt sie mit ihren beiden älteren Schwestern zusammen in der Person der Mademoiselle Isabelle Duvoisin eine Gouvernante, der sie sich zeitlebens in Liebe und Dankbarkeit erinnert hat. Im Jahre 1823 wurden Cäcilie und ihre Schwester Amalie konfirmiert, und wenige Jahre darauf, am 25. September 1826, hatten sie den Schmerz, ihre Mutter zu verlieren. Dieser Verlust war um so verhängnisvoller, als die alte Großmutter fast gänzlich erblindet war. Die älteste Schwester war inzwischen vermählt, der Bruder, Prinz Gustav, weilte in der Fremde; so schloß sich denn Cäcilie um so inniger an ihre Schwester Amalie an.

Das Leben auf dem Schlosse zu Bruchsal war einsönig und trübe; denn die besorgte Großmutter erlaubte ihren Enkelinnen nur selten weitere Ausflüge. Aber so verborgen auch die schwedischen Prinzessinnen lebten, es fehlte ihnen doch an Freiern nicht. Im Jahre 1826 warb der Kaiser Dom Pedro von Brasilien um die Hand der herrlich erblühten Cäcilie. Anfangs war die Prinzessin nicht abgeneigt, seiner Werbung Gehör zu schenken, weil sie hoffte, dadurch das Los ihres Bruders günstiger gestalten zu können. Als sich aber der Prinz Gustav mit der reichen Prinzessin der Niederlande verlobte und ein Opfer ihrer-

seits nicht mehr notwendig erschien, wurden die Verhandlungen abgebrochen.

Nicht lange darauf reisten die beiden Prinzessinnen nach Wien, woselbst inzwischen der Bruder sich eine Häuslichkeit gegründet hatte. Die österreichische Kaiserfamilie behandelte die schwedischen Prinzessinnen mit großer Auszeichnung. Im September 1830 waren die beiden fürstlichen Damen wieder in Bruchsal bei ihrer Großmutter, und hier war es, wo der Großherzog Paul Friedrich August Cäcilie kennen und lieben lernte. Der Eindruck, den der ritterliche Fürst auf die Prinzessin machte, war ein sehr günstiger. Was sie von ihm erfuhr, war auch nur geeignet, ihre Neigung zu verstärken. So zögerte sie denn nicht, die Werbung anzunehmen, die sie gerade am 25. September, dem Todestage ihrer Mutter, erhielt. Nach der Verlobung siedelte die junge Braut mit ihrer Schwester nach Wien über. Von da aus fand ein reger Briefwechsel zwischen ihr und dem Großherzog statt, der die fürstlichen Verlobten einander rasch näher brachte.

Am 5. Mai 1831, dem Todestage Napoleons, fand in Wien im Palais Auersperg, welches vom Prinzen Wasa bewohnt wurde, die feierliche Vermählung statt. Die österreichischen Erzherzöge und Erzherzoginnen waren anwesend. Der Kaiser selbst führte die fürstliche Braut, der Erzherzog Palatinus den Großherzog. Die Abreise nach Oldenburg sollte Ende Mai erfolgen. Da aber die junge Großherzogin unpaßlich war, so musste der Großherzog zunächst allein reisen. Einen Tag nach der Abreise ihres Gemahls schrieb Cäcilie dem Großherzog einen Brief, worin es heißt: „Ich denke unaushörlich an Dich, mein guter, lieber Mann. Du fehlst mir überall. Ach, wie will ich mich freuen, wenn ich Dich wiedersehe! Vor drei Wochen noch dachte ich nicht, daß ich Dich so schnell, so unaussprechlich lieb gewinnen würde. Ich betrachte oft meinen Trauring mit innigem Vergnügen, weil er mir die Gewissheit gibt, daß uns nichts mehr trennen kann als der Tod.“

Drei Wochen nach der Abreise des Großherzogs verließ auch Cäcilie die alte Kaiserstadt an der Donau. Zu ihrer Begleitung befanden sich Vice-Oberhofmeister v. Rennenkampff, Kammerherr v. Gayl und die Hofdame

als durch Ankauf verschiedener Sammlungen (Meng und Wardenburg) vermehrt und darauf geordnet. Da es aber an Platz gebrach, so wurden zunächst nur diejenigen Münzen ausgesondert und geordnet, die ein besonderes oldenburgisches Interesse hatten.

Die eigentliche Begründung der Naturaliensammlung fällt in das Jahr 1835; denn das wenige, was sich vor dieser Zeit auf einer abgelegenen Bodenkammer des Schlosses an Naturalien vorsand und wahrscheinlich beim Unterricht der herzoglichen Kinder benutzt worden war, kann als eigentliche Naturaliensammlung nicht bezeichnet werden. Das Wichtigste aus jenen Naturalien war das Herbarium der oldenburgischen Flora, welches von dem Oldenbürger Pastor Trentepohl angelegt worden war und während der französischen Zeit in dem Hause des Hofapotheekers Tugend unterkommen gefunden hatte. Die vorhandenen Monchthien wurden unter Leitung Tugends gereinigt. Durch Kauf erworben wurden die Naturaliensammlungen des Kreisphysikus Dr. Oppermann und des Dr. Meier in Minden. An Geschenken und Vermächtnissen fehlte es nicht. Prinz Peter von Oldenburg schenkte mehr als 100 ausgewählte Mineralien aus dem Ural. Aus dem Nachlasse Wardenburgs kamen zahlreiche Mineralien, Versteinerungen, Vogeleier und Holzarten in die Sammlung. Seit dem 1. Mai 1837 war der Oberkammerherr von Rennenkampff Vorstand des Museums. Der eifrige Freund der Naturwissenschaften that sein Möglichstes, die Sammlung zu heben. Man merkt seinen freudigen Stolz, wenn er an seinen Freund Rauch über seine „bewunderungswürdig ausgestopften Vögel“ berichtet und von den 10 000 Insekten erzählt, „lauter vollkommene Exemplare“. In der Person Wiepkens ward ihm ein austos, wie er ihn besser sich nicht hätte wünschen können. (Chr. Friedrich Wiepken, geboren 28. Dezember 1815 in Esenhausen als Sohn eines Organisten; Lehrer in Büren und Oldenburg, 1837 austos am Museum, später Inspektor, 1879 Direktor. Gestorben zu Oldenburg 29. Januar 1897). Die Naturaliensammlung wurde zunächst untergebracht in der 1. Etage des Hauses Huntestraße 8; später kam die 1. Etage des Nachbarhauses (Nr. 9) hinzu. Im Jahre 1845 nahm

das alte von Bergsche Haus am Stau die Sammlung auf, bis sie im Jahre 1879 in dem neuen Museumsgebäude am Damm untergebracht werden könnte.

Überblickt man diese Skizze der ersten Regierungs-tätigkeit des Großherzogs — sie wird durch die folgenden Kapitel noch mannigfach ergänzt werden — so wird man gestehen müssen, daß der neue Landesherr sein Versprechen, mit dem er die Regierung antrat, nach besten Kräften erfüllt hat.

#### 4. Zwei Gedenktage.

In das erste Jahrzehnt der Regierung des Großherzogs Paul Friedrich August fällt eine Reihe von Gedenktagen, deren Feier durch die Teilnahme des Landesherrn verschönzt wurde. Am 27. Mai 1834 wurde auf dem Hügel St. Petz bei Altenesch jenes Denkmal geweiht, das die späten Nachkommen ihren todesmutigen Vorfahren errichtet hatten, die vor 600 Jahren auf dem Schlachtfelde von Altenesch gefallen waren. Mehr als 2000 Teilnehmer waren zur Denkmalsweihe erschienen; auch der Großherzog war anwesend und vorurteilsfrei genug, sich durch die Angriffe, die er deshalb von auswärtigen Blättern erfahren mußte, nicht beeinflussen zu lassen. Wenige Jahre später (1836) feierte Zever das Fest seines 300jährigen Bestehens als Stadt. Der Großherzog, dem am Tage zuvor ein Sohn geboren worden war, konnte nicht anwesend sein, stiftete aber einen Fonds von 5000 Thalern „zur Verbesserung der dortigen Provinzialschule“. Zu bemerkenswerten Tagen, die eine besondere Betrachtung verdienen, gestalteten sich der 27. November und der 24. Dezember 1838. Es war die Zeit, da die Erinnerung an die Ereignisse des Jahres 1813 neu geweckt wurde. Diese Erscheinung war um so erfreulicher, als die anfangs verordnete jährliche Feier nach und nach aufgehört hatte. Eine Feier des 18. Oktober fand in Oldenburg nicht statt, doch nahmen viele die Gelegenheit wahr, nach Bremen zu reisen, um an den dortigen Feierlichkeiten teilzunehmen.

Es ist selbstverständlich, daß der Großherzog Paul Friedrich August den Erinnerungsfeiern ein lebhaftes Interesse entgegenbrachte, da aber zunächst der Tag der Rück-